

Nr. 262. Bromberg, den 14. November 1935

Der Fabrikant Anton Beilharz
und das Theresle.

Roman von Wilhelm Schäfer.

(14. Fortsetzung.)

Die Gärtnerfrau hatte gedacht, der Herr Beilharz sei irgendwo unter den Bäumen; da sie ihn nicht sah und eigentlich auch nicht stören, sondern nur den Zwischenfall an einem gesicherten Ort bedenken wollte, setzte sie sich auf die Bank, wo der Schafheutle sie sah. Es ärgerte sie, daß sie dem Gehilfen so unachtsam begegnet war, und sie überlegte mit Sorgfalt, ob sie ihm einen Anlaß gegeben habe, sich so dreist zu verhalten. Ich werde tun, als hätte ich die Worte nicht richtig verstanden! oder vielmehr so: als ob ich im Augenblick über einen bloßen Scherz gestolpert wäre! beschloß sie eine lange Gedankenkette.

Nachdem sie diesen Beschluß gefaßt hatte, bemerkte sie aber, daß sie nun durchaus nicht beruhigt auf der Bank des Herrn Beilharz saß. Und nicht dieser Zwischenfall beunruhigte sie, weil sie eigentlich nicht daran zweifelte, das mit dem Schafheutle schon wieder ins Reine bringen zu können, sondern ganz etwas anderes: daß sie die versuchte Annäherung des Gehilfen zwar vom ersten Augenblick gemerkt, aber gering eingeschätzt hatte, als ob es dem tüchtigen Schwaben nur um eine Einheirat ginge. Jetzt aber war sie, das Mittel dieser Einheirat, als Frau übrig geblieben, die durchaus nicht nur als Inhaberin eines aussichtsreichen Geschäftes geheiratet werden sollte, sondern die auch selber begehrt wurde.

Vor einem Vierteljahr noch wäre sie kaum so selbstbewußt gewesen, dergleichen Gedanken zu haben. Jedoch nun, wo sie über den ganzen Winter dem Herrn Beilharz täglich dreimal den Tisch gedeckt und wieder abgetragen hatte, was im Anfang einsilbig genug, schließlich aber mit gelegentlichen kurzen Gesprächen geschehen war: nun hatte sie wieder gelernt, sich selber zu vertrauen, weil sie dem Mann wert genug schien, seine Dinge mit ihr zu besprechen und manchmal sogar fröhlich bei ihren Worten zu lächeln.

Denn wenn der Schwabe ihn als den lieben Gott im Trillental bespäßelte, so wußte sie, daß etwas an diesem dreisten Spaß für sie seine Richtigkeit hatte. Der Herr Beilharz war nicht nur als Wohltäter, wie die Leute sagten, in die Gärtnerei gekommen, sondern er hatte sie auch — was niemand wußte und wissen konnte — vom Friedhof nach Hause gebracht. Von dieser Nacht war etwas in allen späteren Verwandlungen geblieben, die, für sich betrachtet, einfache Wirklichkeiten schienen, aber in ihrem Leben Wunder waren, sie aus Not und Verzweiflung zu retten. Sie konnte nicht anders an den Herrn Beilharz als an den Wundertäter denken; sie brauchte nur sein Gesicht zu sehen oder seine Stimme zu hören, um sich geborgen zu fühlen.

Was der Schwabe von ihr wollte und was sie sonst gewiß überlegt hätte, weil ihr der emsige Späßler nicht unangenehm war, das konnte nur sein, wenn der Herr Beilharz es einrichtete. Auf eigene Faust über sich zu befinden, schien ihr unmöglich, und es kam ihr vor, als ob sie zu einem Verrat verlockt werden sollte. Wie könnte ich ihm dann noch das Essen bringen und sein Zimmer besorgen? fragte sie sich erschrocken.

Und indem sich das Theresle die Frage schon stellte, als ob der Schwabe zu dem ihrigen gekommen wäre, fiel mit der Frage eine Angst über sie, daß ihr Leben da abgerissen werden sollte, wo es mit geheimnisvollen Wurzeln festgewachsen war. So sehr sie ihre Kinder liebte, das eigene und die andern, und so gewiß sie den andern keine böse Stiefmutter war: es gab eine Tiefe, wo auch diese Liebe ihren Ankergrund hatte. Diese Tiefe gehört überhaupt nicht zur Wirklichkeit, die aus ihr nur gesichert wurde; sie war der Grund, wo das Wunder wirkte, aus dem das Gefühl ihrer Geborgenheit kam: und in dieser Tiefe war der Herr Beilharz zwar nicht der liebe Gott; aber alles Vertrauen und alle Ehrfurcht hatten an ihm seinen Halt. Nicht nur, daß sie ihn keinesfalls durch eine eigenmächtige Heirat kränken wollte; es war da etwas, das sie nicht mehr entbehren konnte, daran sie nicht rühren durfte, ohne aus dem Wunder verstoßen zu werden.

So saß das Theresle, das einmal die Frau des Gärtners Kleff gewesen und nun mit jungen Jahren eine Witwe und für den Gehilfen die Meisterin war, die er als Frau begehrte: so saß das Theresle auf der längst erneuerten Bank am Weinberghaus, und es war nicht der Schwur einer Nonne, den sie da tat: aber es war doch ein Schwur, den sie sich leistete, dem Mann und sich selber nicht untreu zu werden und also Witwe zu bleiben, die für ihn — das wußte sie längst — immer noch das Theresle war, mit dem er zweimal im „Goldenen Karpfen" Mühle gespielt hatte, ohne etwas zu denken, was sonst die Männer dachten.

Als sie mit ihrem Schwur zurecht gekommen war, kehrte sie getröstet in die Wirklichkeit zurück und wußte nicht, waren es Sekunden oder Minuten gewesen, daß sie in solchen Gedanken saß. In dieser Wirklichkeit hörte sie, daß der Herr Beilharz, den sie irgendwo unter den Bäumen vermutet hatte, hinter ihr im Weinberghaus werkelte. Und als sie nun wirklich einige Minuten lang unentschlossen gewesen war, ob sie sich leise wieder hinab begeben oder sich melden sollte, schien ihr das redlicher und auch mehr ihrem Schwur zu entsprechen.

In einer Entschlossenheit, über die sie sich selber wunderte, klopfte sie an die Tür und trat ein, als er Herein rief. Da saß er in Hemdärmeln am Tisch, auf dem Papiere lagen, und hatte mit dem Lineal Pläne ausgezeichnet, von denen er etwas verwundert, aber, wie sie erfreut feststellte, nicht unwillig zu ihr aufsah. In seinem Blick freilich lag eine Frage, und er sagte auch: Nun?

Aber sie, die ihm einen ganzen Korb voll Gedanken hinein getragen hatte, war ihrer im Augenblick entledigt, daß sie nicht mehr wußte, was sie wollte und wie sie überhaupt zu der Dreistigkeit gekommen war. Sie fragte also, ob sie störe? Und war dem Herrn Beilharz dankbar — der so behaglich in der getäfelten Stube saß, als er nun sagte, es wäre ihm sogar willkommen; denn er wolle ihr etwas zeigen!

Und er zeigte der Frau den Grundriß, die Schnitte und Ansichten des Weinberghauses, an dessen kleinen Raum ein

größerer gezeichnet war. Dies bleibt mein Arbeitsraum! sagte er fröhlich, und dahinter denke ich mir eine schöne behagliche Stube, darin auch mein Bett steht!

Da war es freilich dem armen Theresle, als ob der Bretterboden unter ihr zu schwanken beginne. Warum denn das? fragte sie und brachte die drei Worte kaum durch ihren gepreßten Atem.

Nun, sagte der Herr Beilharz launig und nahm die Zigarre aus dem Mund, die überdies längst kalt war: nur für den Fall, daß die Stube da unten gebraucht wird und kein Platz mehr da ist für den möblierten Herrn!

Für den „möblierten Herrn“! wiederholte das Theresle den alten Scherz, und ihr Gesicht wurde so blutleer, daß er schon aufspringen wollte, sie zu stützen. Aber sie winkte ab, daß es schon wieder ginge! Ich muß hinunter! sagte sie und wich durch die Tür, als ob die Welt ein Loch bekommen hätte, durch das sie hinaus mußte. Und der Schwabe, der auf der Lauer gelegen hatte, bis sie herab käme, mußte denken, sie sei hinausgescholten worden, sobald war sie wieder draußen gewesen, und so betreten kam sie herab.

*

Seitdem der Schafheutle mit eigenen Augen gesehen hatte, wie die Meisterin schnurstracks von ihm fort in den Bereich des Herrn Beilharz ging, war es ihm sicher, daß niemand anders als der von ihm bespäßelte liebe Gott im Trillental selber seinen Absichten im Wege stand. Er hatte das anfangs beargwöhnt und nachher darüber gelacht; aber nun waren ihm, wie er sagte, Hasenaugen eingesetzt worden. Nachdem er sich einige Tage lang der Späße enthalten und gegen den Versuch der Meisterin, ihr für ihn nun erwiesenes schlechtes Gewissen in einer gezwungenen Harmlosigkeit zu verbergen seinen verstockten Grimm gesetzt hatte, war es ihm eines Nachmittags genug mit dieser Verstocktheit.

Ich werde wohl auch einmal das Heiligtum betreten dürfen! trotzte er und ging, als er den Herrn Beilharz im Weinberghaus wußte, mit eckigen Knien hinauf.

Er klopfte härter an die Tür, als das Theresle vor einigen Tagen; und der Fabrikant sah ihm erstaunt entgegen. Wo brennt es? fragte er in einem Anfall von Laune vor dem verkniffenen Gesicht des Schwaben; der indessen hatte weder Anlaß zu Späßen noch Lust zu seinen sonstigen Sprüchen: Nirgendwo brennt es! trumpfte er auf, obwohl der Brand ihn fast auffraß: Ich möchte nur wissen, wer hier Herr im Hause ist!

Der Fabrikant hätte nicht seine lebenslängliche Erfahrung in der Eröffnung solcher Gespräche haben müssen, sich über die Aufbegehrung, mit der auch dieses anfing, zu wundern. Er stellte also zunächst einmal den Leimtopf vom Ofen, damit er nicht unterdessen Geschichten mache, rückte dem Schwaben einen Holzstuhl hin, daß er sich setze, und fing an, mit den Händen in der Tasche nachdenkend auf und ab zu gehen, bis er vor dem nicht ins Kollern Gekommenen stehen blieb und statt seiner das Gespräch anfing.

Also hier in den vier Wänden, so eng sie sind, bin ich Herr im Haus; und weil der Gärtnergehilfe Robert Schafheutle nicht das geringste darin zu suchen hat, könnte ich ihm die Tür weisen. Ich tue das nicht, weil dieser Gärtnergehilfe bisher ein tüchtiger und umgänglicher Mensch war, dem ich die Beschämung ersparen möchte. Es muß also doch etwas brennen, wenn es auch nur eine Wut ist, und ich will sie löschen helfen.

An dieser Stelle wollte der Schafheutle aufstehen; aber der Herr Beilharz befahl: Sitzen bleiben! weil er sich des Stärkerechts zu stehen viel zu bewußt war. Wenn ich Ihnen helfen soll, muß ich Sie ernst nehmen; und wenn ich Sie ernst nehmen soll, müssen Sie auch ohne die übliche Kollerei sagen können, was Ihnen verquer ist. Ich werde Sie also fragen, und Sie geben mir Antwort!

Auf diese Weise sah sich der Gehilfe auf die Schulbank gesetzt, mußte Schlag auf Schlag antworten, wo er zu kollern gekommen war, und hatte von selber acht, daß er nicht wie ein Schulknabe bei jeder Antwort aufsprang.

Sie haben etwas mit der Meisterin?

Ja!

Geschäftlich oder persönlich?

Persönlich!

Und was wollen Sie von ihr?

Heiraten will ich sie! kam die Antwort [illegible] nach einer längeren Pause stoßweise heraus.

Aha! sagte der Herr Beilharz und steckte beide Hände in die Rocktasche zurück, ehe er weiterfragte.

Und sie will etwa nicht?

Nein, es scheint nicht! antwortete der Schafheutle diesmal fast kläglich, und machte einen letzten Versuch, aufzuspringen.

Sitzen bleiben! befahl der Fabrikant diesmal wie ein Lehrer und hob die beiden Handflächen abwehrend gegen den Schwaben, dem es überall aus seiner Haut drängte: Und was soll ich dazu tun? examinierte er weiter; aber nun hatte er den Trumpf aus der Hand gegeben.

Mir nicht länger im Weg stehen! würgte der auf dem Stuhl heraus, froh, den Kloß los zu sein.

Ich im Weg stehen? fragte der Fabrikant verdutzt zurück und versuchte vergeblich für seine Schritte Raum zu finden, weil ihm die weitere Fragestellung bedenklich geworden war. Darum also hat die Frau bei mir angeklopft! überlegte er und wußte doch nicht, was sie gewollt hatte. Jedenfalls war er nur ihretwegen gewarnt, weiter zu fragen. Er selber hatte das Ding ja schon gesehen, als er seinen Bauplan machte, um nicht im Weg zu sein. Die Frau war noch zu jung, Witwe zu bleiben; und da ihr der Schwabe nicht zuwider schien, der kein unübler Mann war und das Geschäft ausgezeichnet verstand, hatte ihm der weitere Verlauf dieser Angelegenheit nur als eine Frage der Zeit geschienen; ob schon im Frühjahr, im Sommer oder im Herbst: einmal mußte der unvermeidliche Beschluß kommen.

Daß es nun Schwierigkeiten gab, darüber konnte er nur überrascht sein, und noch mehr darüber, daß er selber das Hindernis sein sollte: Ich habe weder über die Person der Meisterin noch über ihr Geschäft zu verfügen! sagte er nach einiger Überlegung und erbot sich schließlich, weil ihm der verronnene Mut des Schwaben leid tat, selber mit der Meisterin zu sprechen, wenn es sich mache.

Gegen dieses Angebot konnte der Schafheutle weder seinen Verdacht noch seinen Groll behaupten. Er dankte mit einem Gesicht, das sich in diese neue Wendung der Dinger erst hinein finden mußte, und verließ, rückwärts die Tür greifend und sich wie ein abgetrösteter Geschäftsreisender verbeugend, den nach Harz duftenden Raum, in dem der Fabrikant sich wieder seinem Leimtopf zuwandte.

*

Daß der Herr Beilharz sich auf diese Weise selber zum Freiwerber des Schwaben gemacht hatte, darüber schüttelte er schon nach einer Viertelstunde den Kopf. Aber weil ihm seit je nichts so zuwider gewesen war wie Versprechungen, die gleichsam in den Papierkorb geworfen wurden, packte er noch am selben Abend den Stier bei den Hörnern, wie er selber sagte, nicht ohne von dem Gesicht des Theresle über die Wucht dieses verfehlten Ausdrucks zu lächeln.

Als sie den Teetisch abgeräumt hatte und das Geschirr hinaus tragen wollte, bat er sie, nachher noch für einige Minuten wieder zu kommen: Er müsse sie etwas fragen!

Weil die Frau schon wußte, daß der Schwabe oben gewesen war, konnte sie über den Inhalt des Gespräches nicht mehr im Zweifel sein, als sie herzklopfend wiederkam. Sie war aber jeden Abend seitdem mit ihrem Schwur eingeschlafen, so daß sie den Herrn Beilharz, der seine Meinung mit vorsichtigen Worten vortrug, was er über den Gehilfen und seine Eignung für die von ihm erstrebte Stellung dächte, mit einem gleichsam von allen Schwierigkeiten geklärten Gesicht anhören konnte.

Sie sei nicht im geringsten, sagte sie dann, in diesen Schwaben verliebt, der als Gehilfe die angeführten Vorzüge habe und ihr als Hausgenosse nicht unangenehm gewesen sei, bis er sich diese Sache in den Kopf gesetzt habe; wohl aber sei sie entschlossen, weder mit ihm noch sonst wem eine Heirat einzugehen!

Das kurze Gespräch wäre mit dieser klaren Entscheidung ausgegangen, wenn nicht der Herr Beilharz zum Schluß obenhin und eigentlich nur, um auch seinerseits einen Strich darunter zu setzen, gesagt hätte: Das sei nun schade!

Denn damit rührte er wieder an den Schrecken, den er ihr mit seinen Bauplänen angetan hätte; aber dieses Schade klang, als hätte der Fabrikant den heimlichen Wunsch gehabt, sich zu verändern, und wolle ihr deshalb diese Ehe einrichten. Da war mit einem Schlag alle Klärung aus ihrem Gesicht verschwunden: Wenn es so ist, kann ich nicht eigensinnig sein! sagte sie nach einer Pause und verab-

schiedete sich mit einem leisen Gute Nacht! den Herrn Beilharz in einer Ratlosigkeit zurück lassend, aus der er nur von neuem den Kopf schütteln konnte, weil er sich in einer Sache abgeblitzt vorkam, in die er sich unberufen eingemischt hatte.

Da müssen Frauendinge im Spiel sein, die ich nicht verstehe! gab er sich zuletzt geschlagen; und weil anderen Tags Sonntag war, fand sich eine Gelegenheit, das Rhabarberfeld zu besichtigen und zwischendurch dem Schwaben Bescheid zu geben: Ich kann nicht daraus klug werden, sagte er ihm, und muß Ihnen das Weitere selbst überlassen!

(Fortsetzung folgt.)

Verhör mit Erika.

Eine Nacht im Polizeirevier.

Reportage von Hans Leiningen.

„. . . wird Ihnen mitgeteilt, daß Ihr Antrag, sich zum Zwecke eines Zeitungsartikels eine Nacht in den Räumen des Polizeireviers Friesenstraße aufzuhalten, genehmigt wurde. Sie werden gebeten, sich dort ausweislich dieses Schreibens an einem beliebigen Tage abends gegen zehn Uhr einzufinden und eine Decke mitzubringen."

Unter einer aus roten und weißen Glasscheiben fünfeckig gefaßten Laterne führten ausgetretene Steinstufen in einen nüchternen Korridor, dessen Wände mit amtlichen Anschlägen bedeckt waren. Die Türklinke zum Zimmer des Wachthabenden hing vom Zugriff unzähliger, Tag und Nacht wacher Hände lahm im Schloß. Ich lockerte den ausweislichen Brief und nahm die zusammengerollte Decke unter den anderen Arm.

Hinter einem tannenen Tisch, der mir den Aufbau vieler Aktenfächer zukehrte, saß der Beamte, unmerklich gelockert der Uniformkragen. Das Lampenlicht zeigte auf seiner Stirn den braun gegen weiß abgesetzten Grenzstrich der Mütze. Er schrieb in einem tagebuchartigen Heft, und ich mußte einen Augenblick warten.

„Wir sind hier nur zu sechs Beamten. Wenn Sie Glück haben, geschieht in der ganzen Nacht gar nichts Besonderes. Ich werde Ihnen gleich den Unterkunftsraum zeigen. Sie können sich eine Pritsche aussuchen." Ich sollte also gleich zu Bett gebracht werden.

Wir gingen durch ein Zwischenzimmer, das bis auf Bänke rings an der Wand leer war. „Hier wartet das Publikum, Inhaftierte, Schutzsuchende, natürlich nur im Durchgangsverkehr. Hier ist die Wachtstube." Das war ein wohnlicher Raum, in dem zwei Polizeibeamte mit ihren Pfeifen und geöffneten Uniformröcken saßen und sich leise unterhielten.

Acht Pritschen, die Decken am Fußende wie mit dem Winkelmaß zusammengelegt, besetzten die Längsseiten der Wand. Zwischen ihnen standen schmale Spinde, selbst die Vorhängeschlösser schienen ausgerichtet. Schemel umgaben einen derben Tisch. In dem Wasserbehälter auf dem Ofen wärmten vier Kaffeeflaschen. Der Wachthabende ging wieder in sein Amtszimmer. Ich setzte mich zu den Beamten.

„Manche Nacht ist hier wirklich nichts los. Man kommt und geht. Man nickt für eine halbe Stunde ein, putzt seine Pistole, liest Zeitungen und schreibt seine Berichte und Protokolle ins Reine. Manche büffeln auch für den nächsten Kursus. Sonnabends und Sonntags gibt's mal mehr zu tun. Ich für meinen Teil bin mehr für Verkehrsdienst."

Die beiden knöpfen an ihren Röcken und holen ihre Koppel und Tschakos aus den Spinden, verstauen ihre Pfeifen, Brote und Flaschen, falten die Zeitung zusammen und stehen in dem gleichen Augenblick fertig, als feste Schritte und Stimmen sich der Tür nähern: die abgelöste Streife. „Im Park drüben streicht ein Mann umher, scheint nichts auf sich zu haben, kannst ja mal zusehen!" wendet einer sich an die Aufbrechenden. Die Uhr geht auf elf. Die Abgelösten trinken einen Schluck, und ich denke, sie werden ausruhen wollen. Strecke mich auf meine Gastpritsche und sehe, wie auch die beiden sich hinlegen. „Ach, ich werde doch noch meinen Papierdienst zu Ende machen. Viel ist es nicht!"

Am Tisch sitzt der Beamte und schreibt aus seinem Taschenbuch in eine Mappe mit Vordrucken. Der zweite liegt mit offenen Augen auf der Pritsche und gleitet langsam in Schlaf. Das Wasser summt. Die Luft ist warm. Sie riecht nach Leder, Uniformtuch und amtlicher Welt.

„Den Roller, meinen Roller, ich muß aber den Roller . . ." „Hier ist dein Roller. Nimm ihn nur mit!" Ich kann nur um Minuten gedröselt haben, als der Wachthabende eintritt und ein kleines Mädchen an der Hand führt. „Hellmers hat es gebracht, am Kriegerdenkmal aufgegriffen. Kennt einer von euch das Kind?"

Der eben noch ruhende Beamte steht hellwach vor seiner Pritsche. Ich rappele mich langsam hoch. Der Beamte am Tisch schiebt seine Schreibarbeit zur Seite. Der Wachthabende bleibt im Rahmen der Tür, und mitten in der Gruppe macht das Kind große Augen. „Ich muß schon sagen, um elf Uhr abends ein Kind, das ist mir auch noch nicht vorgekommen. Wie heißt du denn?"

Das Mädchen schaut zu dem Fragenden auf und wieder zu seinem Roller. Die kleine Hand greift an den roten, um einen Drahtstift drehbaren Pfeil vorne an der Lenkstange des Spielzeuges, setzt ein Füßchen auf, nimmt es wieder herunter und sagt „Erika". Aha, das ist also Erika . . .

„Und wie heißt du weiter. Erika . . . Erika . . ."

Das Kind lächelt und murmelt einen Namen. Ich trete näher, der Wachthabende macht einen schnellen Schritt auf das Kind zu und beugt sich zu ihm hinunter. „Sag es noch mal, Erika . . ."

Es ist ganz still, und Erika sagte es nochmal. „Ich habe Herberg verstanden", richtet der Beamte sich auf. „Nein, es heißt wohl Gersber!" widerspricht der Beamte am Tisch. Ich für meinen Teil habe Kerstber verstanden. Wir sehen uns an, Erika lächelt und spielt mit dem Richtungsanzeiger. „Wo wohnst du denn?" wenden sich die Beamten an das Kind. „Weißt du, wo du wohnst?" Erika nickt, natürlich weiß sie das! „Dann komm, wir gehen zusammen, zeig' mir mal das Haus, wo du wohnst!"

„Hat keinen Zweck, das hat Hellmers schon versucht. Das Kind sagt, es will nicht nachhause", wendet der Wachthabende ein.

„Warum willst du denn nicht nach Hause, willst du nicht zur Mutti gehen?" mische ich mich ein. Das Kind schaut erstaunt auf mein Zivil: „Mutti ist fort", verzieht es den Mund zum Weinen. — „Sage mal, wo arbeitet denn dein Vater, Erika?" versucht der Beamte am Tisch das Kind abzulenken. „Im Bureau!" meldet das Kind prompt. — „Ich klingele die Vermißtenzentrale an!" Der Wachthabende entfernt sich.

Der Roller lehnt an einem Schemel, und es steht zu erwarten, daß er gleich umkippen wird. Das Kind sieht jedem zu und von jedem weg, wenn man seinen Blick erwidert. Weil niemand etwas mit ihm anzufangen weiß, läßt jeder es gewähren. Es schaut um sich. Ich sitze auf der Pritsche und beobachte. Der Roller rutscht nun wirklich auf die Erde. Erika kümmert sich nicht darum. „Das ist ein schöner Roller, Erika . . .", versuche ich ein Gespräch ganz hintenherum zu eröffnen. Erika geht nicht auf mich ein. „Mußt du auch warten?" fragte sie.

„Wie alt bist du denn?" Erika lächelt. Sie mag vier Jahre alt sein, aber sie hält das nicht für wichtig. „Hast du ein Schwesterchen oder ein Brüderchen?" Erika denkt nach. — „Die Gete hat ein kleines Brüderchen", antwortet sie. Spricht das Kind kein „r"? Bei seinem Namen waren doch einige „r" deutlich zu verstehen. Vielleicht könnte man den Familiennamen herausbekommen, wenn man planmäßige Buchstabenstudien . . .

„Die Vermißtenstelle weiß von nichts. Der Kommissar sagt, wir sollen das Kind noch eine Weile hier behalten und dann ins Schwesternhaus bringen." Das Kind Erika horcht auf. „Morgen geht Erika mit Vati in Schwesternhaus!" Was war das? Wir sehen uns an. „Was willst du denn im Schwesternhaus?" Erika weiß es nicht. „Aber das Schwesternhaus scheint für das Kind ein Begriff zu sein, vielleicht rufen Sie mal an!"

Ich gehe mit dem Wachthabenden nach vorne. „Sonst ist noch nichts losgewesen, die Nacht wird wohl ruhig bleiben", bemerkt der Beamte mit einem Blick auf seine Dienstkladde. Ich höre ihn telephonieren. Im Schwesternhaus ist kein Kind namens Erika Herberg oder Kerstber bekannt.

Wir gehen zurück. Erika hat ein Stück von dem Brot eines der Beamten in der Hand und kaut ohne rechte Lust

darauf herum. Ich drehe den Roller nach allen Seiten, aber ich finde kein Namensschild und nur eine Firma, die niemand kennt. Der Wachthabende meint, daß Erika nun wirklich in das Schwesternhaus gebracht werden soll. Erika gähnt.

„Wenn Hellmers in einer Viertelstunde von Streife kommt, soll er das Kind hinbringen."

Ich kann Erika bewegen, sich auf die Pritsche zu setzen, und lege ihr einen Zipfel der Decke über die Beinchen. Das Kind ist still, die kleinen Augen klimpern. Als die abgelöste Streife kommt, schläft es, schräg zur Seite gefallen, fest und mit offenem Mündchen. Wir legen es vollends um. Von Wegbringen spricht niemand mehr.

Ich gehe mit der ablösenden Streife auf die Straße. Sie ist leer, die Reihe der Straßenlichter sehr spärlich geworden. Eintönig und gleichmäßig geht der Schritt der Beamten. Wir beschreiben einen Bogen durch die Anlagen, ein paar späte Heimkehrer streben mit eingezogenen Köpfen in hochgeschlagenen Mantelkragen an uns vorüber. Überlaut in der Ruhe der Nacht schlagen Kirchenuhren zwei Uhr, halb drei und drei.

Auf dem Polizeirevier ist die Luft verbraucht, und das Kind schläft immer noch. Ein Herr hat nach der Wohnung eines Schlossers gefragt, der ihm in sein Haus helfen soll. Ein Beamter ist zu einem Revier umbeordert worden, weil von dort zwei Beamte mit einem Überlandlöschzug abfuhren. Sieben Strafanzeigen, zwei wegen unbefugten Parkens, drei wegen Trunkenheit und Lärmens, zwei wegen vergessener Mülltonnen auf dunklen Bürgersteigen . . . eine ruhige Nacht.

Hellmers und ich, das Kind zwischen uns, das bei dem Namen Schwesternhaus hellwach geworden ist, gehen gegen vier Uhr aus der Stube der Pritschen und Spinde. „Ich kann mir nicht helfen, mit dem Schwesternhaus hat das Kind doch etwas!" meint Hellmers. Eine Schwester nimmt die kleine Erika auf ihre Arme, und das Kind schläft an der Schulter der Frau augenblicklich ein. Wir wenden uns zum Gehen.

„Aber das ist doch die Erika . . ." Ein Herr steht plötzlich neben der Schwester . . . Er muß aus einem der Flure des Schwesternhauses gekommen sein. Er nimmt das Kind. Die Schwester lacht. Wir wenden uns der Gruppe zu.

Es hängt alles sehr einfach zusammen. Erikas Mutter, Frau Kerstenberg, ist gestern abend überraschend in das Schwesternhaus gefahren, um einen kleinen Jungen zur Welt zu bringen. „Erika schlief auf der Liege. Wir glaubten, sie werde durchschlafen. Sie muß mit ihrem Roller durch die Gartentür . . . vielleicht habe ich in der Eile auch die Haustür nicht verschlossen."

Kurz vor meinem eigenen Hause trägt der Mann das schlafende Kind in seine Wohnung. Der Roller ist im Schwesternhaus geblieben . . .

Zwei Herzen und ein Kreuzworträtsel.

Heitere Skizze von Lotte Illenberger.

Fräulein Trude Müller trommelt gereizt mit der Linken auf die Marmorplatte. Die Kaffeetasse klirrt. Feindselig starren sie die unbeschriebenen weißen Kästchen des Kreuzworträtsels an, jedes einzelne birgt ein ungelöstes Geheimnis. Einen Augenblick lang schwankt sie, zum Silbenrätsel überzugehen, unmöglich — der Herr von Gegenüber läßt sie nicht aus den Augen. Lächerlich, was ging sie dieser fremde Mensch überhaupt an?!

Der Herr liest in einer illustrierten Zeitung, er tut jedenfalls so, als ob er liest. Fräulein Müller wendet sich wieder seufzend den weißen Kästchen zu. „Griechischer Dichter, sechs Buchstaben", murmelt sie vor sich hin. Homer — das ist der einzige, den sie kennt . . . fehlt ein Buchstabe. „Ibykus", erklingt plötzlich der Erlösungsruf von drüben. „Natürlich", atmet sie erleichtert auf, „die Kraniche des Ibykus".

Aber weitere Gespräche liebt Fräulein Müller durchaus nicht. Sie versinkt wieder in schweigende Nachdenklichkeit. Südchinesische Insel . . . ausgerechnet China, man hat aus der Schule knapp die Geographie Europas in Erinnerung behalten. „Kuangsi", tönt es rettend von gegenüber . . . „Wieso Kuangsi — wie kommen Sie gerade auf Kuangsi — waren Sie schon mal in China?" fragt Fräulein Müller empört . . . Aber Ku — — sieben Buchstaben, Kuangsi stimmt. Der Herr versteckt ein verschmitztes Lächeln hinter seiner Illustrierten.

Fräulein Müller stürzt sich mit erneutem Eifer über die leeren Kästchen. Sieben senkrecht, acht Buchstaben: roten Farbstoff . . . Tinte — Lippenstift — Tomatenmark — — „Alkannin", sagt der fremde Herr freundlich, als wäre das die größte Selbstverständlichkeit der Welt. Fräulein Müller wird es unheimlich zu Mute, wie kann ein einzelner Mensch so viel im Kopf haben? Ihr Bleistift zählt fiebernd die Kästchen ab . . .

Fünf quer: norditalienischer See, — norditalie — — „Gardasee, mein Fräulein! Kennen Sie Italien, den ewig blauen Himmel des Südens? Sind Sie schon einmal durch den canale grande gegondelt, unter der Rialto-Brücke hindurch?" — „Nein", bekennt Fräulein Müller, „ich gondele nur auf dem Stadtwaldteich..." sie fühlt sich völlig überrumpelt. Ein Glück, denkt der Herr von drüben, ich kenne Italien auch nur aus der Wochenschau . . .

Ein gebildeter Mensch, findet Fräulein Müller und schickt ein schelmisches Lächeln über den Tisch. „Sechs quer: römischer Liebesgott..." „Amor", flüstert der fremde Herr und senkt seinen Blick tief in den ihren.

„Wieso römisch?" versucht sie ihre Stellung zu verteidigen, „das ist doch ein deutscher . . ."

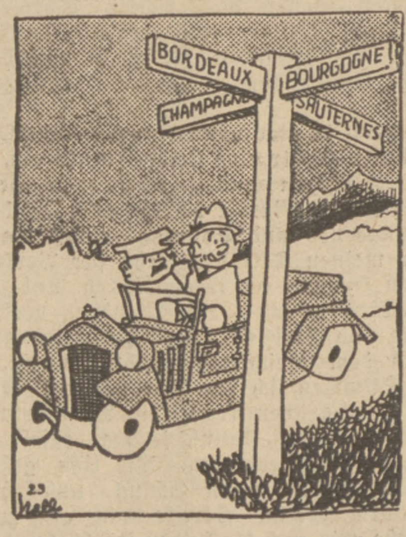
„Der hat das Recht, in sämtliche Herzen der Welt zu treffen", erwidert der Herr von gegenüber vielsagend. Da bricht Fräulein Müllers Bleistiftspitze jäh ab . . .

Und als der nette, freundliche Mensch eine Stunde später Fräulein Müller nach Hause bringt, stellt sie innerlich, glücklich verträumt fest: Es geht doch nichts über Bildung — mit so einem Mann würde ich direkt einmal auf dem Stadtwaldteich gondeln . . .

Illustrierte Nr. 39 hat sie gelesen, denkt der junge Mann vergnügt — kleines Schicksal auf der Kreuzworträtselseite. In seiner Tasche knistert die Illustrierte N. 40 — mit den Auflösungen aus der vorigen Rätselnummer. Amor ist nicht nur ein Liebesgott, er ist sogar ein ganz schlauer Bursche, der seine Nummern, wenn's darauf ankommt, unerhört geschickt verteilt.

 **Lustige Ecke** 

In Frankreich.



„Ist das nun ein Wegweiser oder eine Weinkarte?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.